

Leseprobe aus:

**Brigitte Heinisch**

## **Satt und sauber?**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

## PROLOG

Durch den Flur dringt eine flehende Stimme. Ich laufe ans andere Ende des langen Ganges, es dauert ewig, bis ich endlich das Zimmer von Frau Hapke erreiche. «Hilfe, Hilfe!», schreit sie, unentwegt, Panik zeichnet ihr Gesicht. Mein Herz schlägt schneller, ich gehe zu ihr ans Bett, um zu schauen, ob alles in Ordnung ist, denn in den vergangenen Wochen hat sie rapide abgebaut. Ich finde keine Auffälligkeiten, körperlich geht es ihr den Umständen entsprechend recht gut, seelisch allerdings nicht. Nachdem ich den Puls überprüft habe und gehen will, klammert sie sich an meinen Arm und fleht: «Schwester, bleiben Sie hier, ich habe Angst!»

Es macht mich traurig, Frau Hapke so hilflos zu sehen. Wie ich aus ihren Erzählungen weiß, war sie früher sehr selbständig, hat sogar im Ausland gelebt und dort als Kindermädchen gearbeitet. Bis ins hohe Alter ist sie weite Strecken mit dem Fahrrad gefahren – und nun versagen ihre Kräfte. Wenn das so weitergeht, würde sie wie viele der anderen Heimbewohner Psychopharmaka erhalten, damit Ruhe auf der Etage ist. Wie ärgerlich, dass ich ihr keinen Beistand leisten kann, denn nur so könnte ich sie wirklich beruhigen! Was soll ich tun? Mein Zeitplan, in dem jede Minute zählt, ist jetzt schon überzogen! Habe ich eine Wahl? Schweren Herzens reiße ich mich los: «Es tut mir leid, Frau Hapke, aber ich muss dringend die Medikamente für den Mittag verteilen.» Wie meine Kollegin aus der Schicht davor lasse ich Frau Hapke mit ihrer Angst liegen und schließe im

Hinausgehen die Tür, weil das ständige Schreien nicht auszuhalten ist. Ich kann mich nicht um sie kümmern.

Mein Blick geht zur Uhr. Mist, es ist schon zwölf! Unvermittelt höre ich ein lautes Knurren. Das war mein Magen, denn seit halb sieben habe ich nichts Vernünftiges gegessen. Mir wird schlecht. Leicht benommen hetze ich zum Dienstzimmer, stopfe mir eine halbe Stulle in den Mund, mache die Tropfen für die Patienten fertig und nehme die vorbereiteten Tabletten mit. Als ich herauskomme, fliegt ein Glas mit Wasser durch das Foyer. Frau Deimel sitzt in ihrem Rollstuhl, schimpft laut und lässt sich gar nicht beruhigen. Sie gilt als schwierige Bewohnerin, weil sie oft sehr aggressiv reagiert und in ihrer Wut mit allem um sich wirft, was sie zu greifen bekommt. Des Öfteren entleert sie im Zorn ihren Dauerkatheter im Flur oder im Speisesaal. Das würde mir gerade noch fehlen! Hastig schiebe ich sie in ihr Zimmer, denn aus eigener Kraft kann sie von dort nicht mehr weg. Niemand hat die notwendige Ruhe, auf sie einzugehen und zu verstehen, warum sie häufig so erregt reagiert. Aus den Diagnosen geht hervor, dass sie früher Beruhigungsmittel genommen hat – bis zur Abhängigkeit. Doch auch dieses Problem kann ich nicht lösen, schnell laufe ich zu dem Medikamentenwagen, ich muss die Medizin für rund siebenzig Bewohner auf drei Etagen verteilen. Dafür bleibt mir nicht einmal eine halbe Stunde ...

Das war im Jahr 2003. Denke ich an solche Dienste im Pflegeheim, kommt es mir noch immer so vor, als seien sie nicht real: das Leid, das ich gesehen habe, die Ver-

zweiflung der einsamen alten Menschen und die unterschiedlichen Ansprüche, die mich innerlich zerrissen, weil ich mich in diesen Momenten völlig herzlos fühlte. Unzählige Male musste ich sagen: «Ich habe keine Zeit!» Ich musste die Tür hinter mir zumachen, mich selbst verschließen, um mich zu schützen und nicht vollends ausgelaugt zu werden. Inzwischen arbeite ich in einer Wohngemeinschaft für Demenzerkrankte, in der viel Rücksicht auf die Pflegebedürftigen genommen wird. Im Gespräch mit Kollegen aus anderen Heimen stelle ich immer wieder fest, welch seltenes Privileg das ist. Und erst jetzt, nachdem ich schon lange diese neue Stelle gefunden habe, kann ich die Türen der Erinnerung wieder etwas öffnen.

Ich kenne den Alltag in den Heimen. Seit zehn Jahren arbeite ich als Altenpflegerin und begegne Männern und Frauen, die ein oft sehr schwieriges Leben gemeistert haben. Ich wasche sie, helfe ihnen bei der Nahrungsaufnahme und bringe sie ins Bett. All diese alten Menschen besitzen eine ausgeprägte Persönlichkeit, sie blicken auf eine wechselvolle Lebensgeschichte zurück und haben weiterhin Gefühle, Wünsche, Hoffnungen. Viele haben als Kinder und Jugendliche den Zweiten Weltkrieg miterlebt, dann erfuhren sie die Armut der Nachkriegsjahre. Sie und ihre Mütter klopfen den Verputz von Ziegeln, mit denen wieder neue Häuser entstanden – Häuser, die jetzt von Jüngeren bewohnt werden. Sie selbst haben mit dem Alter zu kämpfen, wie ihre Eltern zuvor und ihre Kinder in Zukunft – und finden sich in Pflegeheimen wieder, in denen ihre Bedürfnisse häufig keine Beachtung finden. Vielen Pfl-

gekräften bleibt nicht einmal die Zeit für ein persönliches Wort, sodass sich die hilfsbedürftigen Alten fragen müssen: Sind wir von der Gesellschaft überhaupt noch gewollt, oder werden wir bloß als Last betrachtet?

Während meiner Ausbildung habe ich vermittelt bekommen, dass der Mensch im Mittelpunkt meiner Arbeit stehen soll, doch in der Realität musste ich bereits während meines ersten Praktikums in einem Altersheim feststellen, dass andere Werte höher gehandelt werden; das war eine Erfahrung, die sich im Lauf der Jahre schmerzlich vertiefte. Meist hatte ich den Eindruck, ich müsse die gebrechlichen, verwirrten Menschen, die zynisch als «Pflegekunden» bezeichnet werden, wie am Fließband abfertigen.

Als ich mehrere Jahre in einem der größten Klinikkonzerne Berlins arbeitete, erlebte ich häufig solche Szenen, wie eingangs beschrieben, und schlimmere! Wenn ich hier scheinbar souverän darüber berichte, was mir in all den Jahren widerfahren ist, stehen dahinter existenzielle Krisen, die bis heute nachwirken. Am meisten hat mich belastet, dass ich die Menschen aufgrund des dauernden Zeitdrucks vernachlässigen musste. Die Angst, dass jemand während meiner Schichten infolge der Unterversorgung Schaden nehmen könnte, hat mich fast gelähmt. Irgendwann war ich so weit, dass ich meine Sinne mit Psychopharmaka betäubt habe, um den Dienst überhaupt noch antreten zu können.

Die Tatsache, dass der Pflegealltag einem durch das viele Heben, Umlagern und Bücken auch körperlich einiges abverlangt, tut ein Übriges, doch die psychische Anspannung ist das größte Problem. Unter dem Gefühl,

die Arbeit nie befriedigend machen zu können, während zugleich die Gestaltungsmöglichkeiten fehlen, leiden viele Altenpflegerinnen und -pfleger. Es überrascht deshalb nicht, dass psychosomatische Beschwerden in meiner Berufsgruppe über 40 Prozent häufiger vorkommen als in anderen Professionen. Die Altenpfleger leiden definitiv unter dem «Pflegenotstand», jedoch trifft er die hilfsbedürftigen Alten am stärksten.

Immer größere Teile der Gesellschaft werden von jenem «Notstand» betroffen sein. Übrigens führt der Begriff etwas in die Irre: Es müsste «Pflege-Abzocke» heißen, denn das Problem entsteht oft dadurch, dass zur Gewinnsteigerung Personal eingespart wird, das dann in der Pflege fehlt. Die Zahl der Menschen über achtzig wird sich bis zum Jahr 2050 von heute vier auf rund zehn Millionen mehr als verdoppeln. Die meisten alten Menschen kommen früher oder später ins Heim. Denn selbst wenn die Kinder es wollen, können sich viele nicht mehr zu Hause um ihre Väter und Mütter kümmern; zu schwierig ist es, die Pflege mit dem Berufsalltag zu vereinbaren, vor allem, weil die Arbeitgeber immer mehr Flexibilität und Mobilität erwarten.

Was Altern bedeutet, wird gerne verdrängt. Schon, wenn die ersten körperlichen und geistigen Einschränkungen spürbar werden, beginnt ein langer Kampf um die Selbständigkeit. Dieses Ringen erlebte ich zum Beispiel bei einem alten Ehepaar, das ich einige Zeit in der häuslichen Pflege betreut habe. Der Mann arbeitete früher als Mathematikdozent an der Universität, seine Frau als Sekretärin; beide waren sehr sparsam und verfügten über ein komfortables Vermögen. Doch inzwi-

schen lebten sie in einer verwahrlosten Zweizimmerwohnung, in der sich Zeitungen, Papiere und Kartons stapelten. «Ich habe noch so viel zu erledigen!», klagte der Mann häufig, da er mit den vielen Rechnungen und Mahnungen hoffnungslos überfordert war. Das Schlafzimmer konnten beide vor Papierbergen nicht mehr nutzen, sie schliefen auf einer ausgeklappten Couch im Wohnzimmer. In der klebrigen Küche konnte ich morgens nichts zubereiten, sodass ich immer fertige Hackepeterbrötchen mitbrachte. Sie hätten zusätzliche Hilfe gebraucht, um mit ihrem Alltag zurechtzukommen, aber der Mann unterband jeden meiner Versuche. Sobald ihm etwas nicht passte, fing er an zu schreien: «Ich brauche Sie nicht, wir kommen alleine klar, gehen Sie!» Er wollte sein Leben unter Kontrolle behalten, doch er schaffte es nicht – umso stärker wuchs sein Jähzorn.

Weil der Mann einen Dauerkatheter trug, dessen Beutel oft auf dem Boden umherlag, roch es penetrant nach Urin. Die Pflegedienstleiterin musste ihn in langen Gesprächen überzeugen, bis er mit einer umfassenden Pflegevereinbarung einverstanden war. Das Umsetzen dieser Vereinbarung war gar nicht so einfach, denn immer wieder fragte er: «Ist das nötig, muss das denn sein?» Oder er versuchte, uns aus der Wohnung zu werfen, und schrie: «Alle wollen bloß unser Geld!»

Das Ehepaar wurde mit der Zeit hilfloser und musste komplett unter Betreuung gestellt werden. Ab und zu war es möglich, mit dem Mann ein kleines Gespräch zu führen. Er wünschte sich, dass seine Frau bei ihm ist, wenn er einmal stirbt, und falls seine Frau vor ihm stirbt, wollte er in den letzten Stunden bei ihr sein.

Das hatte mich tief berührt. Bei allem Ärger, den er uns bereitete, bewunderte ich seinen starken Willen, die Würde und Selbstbestimmung bis zum Tod zu behalten. Ich habe damals noch mitbekommen, dass er zur Kurzzeitpflege in ein Heim eingewiesen wurde, während die Frau weiter in der Wohnung lebte. Konnte sein Wunsch trotzdem in Erfüllung gehen? Das hoffte ich jedenfalls.

Im Umgang mit Pflegebedürftigen, deren Lebenszeit zu Ende geht, zeigt sich, wie ernst die Menschenwürde wirklich genommen wird. Obwohl für viele Alternde nichts wichtiger ist als die Nähe vertrauter Personen, müssen sie allzu oft Tage, Monate und Jahre voller Einsamkeit ertragen. Und jene in ihrem persönlichen Umfeld, die sich gegen solche und andere Formen der Verletzung der Menschenwürde wehren, verzweifeln und resignieren oft, weil jede Veränderung unmöglich erscheint.

Mir ist es bei allen Rückschlägen gelungen, mich als Altenpflegerin zu widersetzen. Mit meinem Bericht möchte ich anderen – Pflegekräften, Angehörigen und auch Heimbewohnern – Mut machen, sich aus dem Gefühl der Ohnmacht zu befreien, sich mit anderen Betroffenen zusammenzuschließen und gegen die Missstände in Pflegeheimen aktiv zu werden. Ich will außerdem jene wachrütteln, die das Problem herunterspielen, und zeigen, auf welche Katastrophe sie zusteuern, wenn sie glauben, Pflegeheime könnten «Profitcenter» sein – und alte Menschen seien wie Werkstücke, die mechanisch abgefertigt werden können.



Dieses Buch ist ein Plädoyer für eine menschenwürdige Pflege. Es richtet sich an Junge und Alte, an Frauen und Männer, an Gesunde und Erkrankte, denn das Thema geht jeden an. Wie soll es den Jüngeren ergehen, die in zwanzig, dreißig oder vierzig Jahren zu den Alten gehören? Auch sie werden wohl irgendwann fremde Hilfe brauchen und wollen dann nicht in einem Heim leben, in dem sie ein einsames und menschenunwürdiges Dasein fristen.

Berlin, im Mai 2008

*Brigitte Heinisch*